Nr. 52.

Colonia.

Sonntag, 25. Dezember 1910.

Sonntagsbeilage zum Kölner Local-Anzeiger.

Mit besonderer Abteilung: Unsern Frauen und Für die Jugend.

Die Geburt des Heilands.

Es war kurz vor Beginn des Jahres 1 der christlichen Zeitrechnung, da sehen wir zwei Wandersleute durch das Tor von Bethlehem ziehen. Es ist ein Mann in den besten Jahren, ein Handwerker scheint's zu sein, klug, ernst, schweigsam. Er führt vorsichtig ein Saumtier am Zügel; das trägt eine Jungfrau in zartem, jugendlichem Alter, ein Bild der Schönheit, der Züchtigkeit, der Hoheit. Demütig die Augen gesenkt, scheint sie in stillem Gebet versunken.

Sie sind arm, die beiden Pilger, das sieht man ihnen an, und sie haben einen weiten Marsch hinter sich, das zeigt die weiße Staubdecke an den Sandalen und Kleidern. Aber wenn auch arm und verstaubt, in diesem Paare liegt etwas so Unsagbar Hohes und Majestätisches, daß man unwillkürlich von Ehrfurcht zu ihm erfüllt wird. Man sollte meinen, es wäre ein Königspaar.

Wir erkennen in diesem Paare sofort Joseph und Maria.

Als sie die Stadt Bethlehem betreten, ist ein außerordentliches Leben in allen Plätzen und Gassen. Da ist ein Wogen und Drängen, ein Sprachengewirr, als ob die Völker aus allen vier Himmelsstrichen sich hier ein Stelldichein gegeben hätten. So war es auch. Hatte doch der große Kaiser Augustus von Rom aus eine große Volkszählung, eine Volksaufnahme, angeordnet und unter Strafe angeordet, daß dazu jeder sich in die Geburtsstadt seines Stammvaters zu begeben habe. Die beiden stillen Wanderer aber, die soeben in Bethlehem eingezogen sind, nennen David ihren Stammvater; David aber war in Bethlehem geboren.

Der Tag neigte sich bereits seinem Ende zu, als die beiden Wanderer durch das Tor zogen. Sie lenkten ihre Schritt also zum „Khan", wie man im Oriente die öffentliche Herberge nennt, in die ärmere Volksklassen einzukehren pflegen. Allein, da war alles besetzt.

Vielleicht war in Privathäusern noch ein Unterkommen zu finden. Der stille, ernste Mann mit den großen Falten in der Stirne, die schwere Sorge verraten, fragt hier und da, überall Kopfschütteln, überall abweisende Antworten. Er war ja so arm... Vielleicht waren alle verfügbaren Räume bei dem Fremdenandrang wirklich besetzt, vielleicht erwartete man reichere und vornehmere Reisende, an denen ein Geschäft zu machen war.

Schon dunkelt es; die Straßen werden allmählich leer, denn die Fremden suchen müde ihre Nachtruhe. Die beiden Wanderer irren noch immer Obdach suchend in den Gassen. Was nur anfangen? Auf freiem Felde übernachten? Das ist selbst im Orient bei dieser Jahreszeit nicht gut möglich. Joseph wirft manch bangen, sorgenschweren Blick auf Maria.

Da hören sie endlich, daß draußen vor der Stadt einige Felsenhöhlen seien, die anspruchslosen Leuten Unterkommen bieten könnten. Solche Felsengrotten gaben den Herden und ihren Hirten für die Nacht oder tagsüber bei schlechtem Wetter schützendes Obdach. Drum befanden sich Krippen darin. Auch arme Leute hausten recht und schlecht in solchen Höhlen.

Eine solche Felsengrotte finden Maria und Joseph, von Menschen leer. Hier ziehen sie ein, hier im dunkeln Schoße der Erde sollte der Heiland geboren werden...

Finster und still ist es allmählich in der Felsengrotte geworden... Die beiden haben müde ein Lager aufgesucht, wie es die Grotte notdürftig bot. Es ist Mitternacht... Da auf einmal flutet die Höhle in herrlichem Lichtglanz. In heiliger Verzückung, mehr im Himmel als auf Erden, kniet Maria auf dem Boden, wonnetrunken versenkt sich ihr Blick in das holde Kind, das in ihren Armen ruht. Maria ist noch schwach und krank, sie leistet ihrem göttlichen Kinde selber sofort die ersten Dienste. Sie wickelt es selig in Windeln und legt es auf Heu und Stroh in eine Krippe.

Da, still verborgen unter der Erde, liegt nun das göttliche Kind, der Heiland der Welt. Die lieben Engelein schweben hernieder vom Himmel und singen ihm das Wiegenlied. Und rene, fromme Menschen, die seiner würdig sind, Maria und Joseph, knien vor ihm und stammeln süß und selig ihre Huldigung.

Knie auch du dich, lieber Leser, im Geiste neben Maria und Joseph nieder vor das Kind Gottes in der Krippe. Bete es an, mit kindlich frommem Sinne und bringe ihm die Huldigung des Glaubens und der Liebe dar. Wie es damals abgewiesen wurde von den Bewohnern Bethlehems, so wollen auch jetzt unzählige nichts mehr von ihm wissen. „Tut mir den Stall und die schimpflichen Windeln weg," so sagen sie, wie vordem ein Heide, „die sich für einen Gott, den ich anbete, nicht ziemen."

Christtag feiern sie noch mit Christbaum und Christbescheerung, mit Geben und Nehmen, mit Essen und Trinken und Weihnachtsball, aber an das göttliche Christkind glauben sie nimmermehr. Den Kern haben sie verloren, die Schale behalten. Nicht so du, lieber Leser. Mitten im Unglauben halte fest am Glauben an das göttliche Jesuskind, es ist dein Halt und Trost im Leben und Sterben. Erfasse im Geiste die kleinen Händchen, die es dir lächelnd entgegenstreckt und schwöre hinein: „Mein Jesus, an dich glaube ich und in diesem heiligen, christkatholischen Glauben will ich leben und sterben."

Und wahrlich, das liebe Jesuskind verdient solchen Treuschwur. Was zog es denn vom seligen Himmel herab zur Erde, was hieß denn den König der Herrlichkeit ein armes, schwaches Menschenkindlein werden? Es war seine Liebe, seine unendliche, erbarmungsreiche Liebe mit uns armen, verstoßenen Sündern. Er, dem Vater gleich an Majestät und Weisheit und Macht, ist Mensch geworden im Stall der Tiere, um die Menschen, die sich zum Tiere erniedrigt hatten, zur Menschenwürde, ja über die hinaus zur Würde der Kinder Gottes und zum Himmel zu erheben. Er, der Allerreichste, wurde bettelarm, um uns Arme zu bereichern, er, der Allerheiligste, wurde gleichsam ein Sünder, um uns Sünder zu heiligen, er, der Allerglücklichste, wurde ein Mann der Schmerzen, um uns im Tränental zu trösten und zu beseligen. Gott wurde ein Kind, ein liebes, holdseliges Kind, um unsere Herzen zu gewinnen; wer kann dem Lächeln eines Kindes widerstehen?

Widerstehe ihm nicht länger, knie vor der Krippe nieder und bete wieder und wieder:

O, Kindelein, von Herzen will ich dich lieben sehr,
In Freuden und in Schmerzen, je länger mehr und mehr.
Eja! Eja! je länger mehr und mehr.

Das rettende Licht.

Eine Christnachtserinnerung von **Joh. Peter.**

Heiliger Christ,
Sei gegrüßt,
Der du heut' geboren bist.
Wunderwirkende heilige Nacht,
Hast der Menschheit Frieden gebracht
Durch die Ankunft des Herrn,
Weltalls glanzendsten Stern!

Mit dieser selbstverfaßten Strophe begrüßte ich den Morgen des 24. Dezember des Jahres 1878, als ich mich anschickte, in die Weihnachtsferien zu meinen Eltern zu fahren. Zum ersten Male geschah dies als Lehrer, denn im Juli hatte ich in Budweis die Schlußprüfung bestanden, wo auch meine erste Anstellung als „Unterlehrer" erfolgte.

Die Reise nach dem fernen Heimatdorfe im tiefverschneiten Böhmerwalde erforderte den ganzen Tag. In grauer Morgenfrühe ging der Zug von Budweis ab und erreichte um Sonnenaufgang Strakonitz. Von hier hieß es den Postwagen benutzen bis Winterberg, wo man um ein Uhr mittags ankam, und nun gab es noch eine vierstündige Fußwanderung über Schweigelhaid, Ferchenhaid und Fürstenhut nach Buchwald an der bayerischen Grenze, dem Ziele meiner Fahrt. Bei gewöhnlichen Verkehrsverhältnissen konnte ich somit zur Christabendfeier bei meinen Angehörigen im Richterhause sein, und das war mein lebhaftester Wunsch.

Aber der Mensch denkt. Schon in Budweis begannen die Widerwärtigkeiten meiner Reise. Der Wiener Zug, der um vier Uhr eintreffen sollte, kam mit zweistündiger Verspätung an infolge starken Andranges von Reisenden, langwieriger Gepäcksaufnahmen und -Abgaben in den einzelnen Stationen, sowie großer Schneemassen im niederösterreichischen Waldviertel. Naturgemäß konnte also der Zug auch nicht zur festgesetzten Zeit in Strakonitz sein, aber zum Glück mußte die dortige Post auf ihn warten. Das gewährte mir einigermaßen Trost. Wenn ich nur in Winterberg war! Das andere sollte sich dann schon finden.

Und so kam ich wirklich nach Winterberg, aber nicht zu Mittag, sondern erst gegen die fünfte Abendstunde, da in der tiefverschneiten Waldstadt schon die Straßenlaternen brannten und die Abendglocken klangen. Hier stand ich nun, ein Ratloser. Tief zur Erde nieder hing der einförmig graue Wolkenschleier und schüttete unaufhörlich seinen Flockenschwall auf das Land. Fast gar kein Leben regte sich in den Gassen; jedermann mied das wilde Schneetreiben und freute sich der behaglichen Wärme am häuslichen Herde.

Ich war in Winterberg kein Fremder. An Bekanntschaften fehlte es mir hier nicht, und überall wäre ich ein gern gesehener Gast gewesen. Aber den heiligen Abend wollte ich nicht bei fremden Leuten feiern, sondern im Vaterhause, und das bestärkte mich in meinem Vorsatz, um jeden Preis nach Buchwald zu kommen. Zu Fuß ging das wegen der Nacht und der verschneiten Wege nicht mehr, das sah ich ein. Zum Glücke fehlte es mir nicht an Geld. Durch Privatunterricht verdiente ich mir im ersten Jahre meines Lehramtes allmonatlich einen hübschen Betrag, und so war ich mit voller Tasche in die Weihnachtsferien gegangen...

Also einen Schlitten mieten!

Im Gasthofe, wo mein Vater einkehrte, wenn er in der Bezirksstadt zu tun hatte, ließ ich mir Speise und Trank geben. Man bot mir Selchfleisch mit Kraut und Knödeln an. Aber ich blieb der väterlichen Sitte, die am heiligen Abend Fleischkost verpönte, treu, verlangte Eier und Käse und trank ein Viertel Rotwein dazu.

Dann rückte ich mit meinem Anliegen heraus. Der Wirt sah mich verwundert an.

„Heut' noch? Bei diesem Wetter nach Buchwald?" rief er.

„Um jeden Preis!"

„Es geht kaum bis Ferchenhaid! Dort hört jeder Pfad auf, und die Pferde versinken bei jedem Schritt bis an den Bauch im Schnee."

„Es wird schon gehen!"

„Bleiben Sie doch hier. Morgen, bei Tag, ist das etwas anderes, und auch das Wetter kann sich gebessert haben."

„Ich will aber am heiligen Abend zu Hause sein!"

„Und ich riskiere meine Pferde! Was dann, wenn eines ein Bein bricht und liegen bleibt? Wer ersetzt mir den Schaden?"

„Im Schnee hat sich noch kein Pferd ein Bein gebrochen."

„Man sieht, daß Sie keine Erfahrung haben!"

Allein ich blieb hartnäckig, bis der Wirt schließlich nachgab und mir gegen Zahlung von — zehn Gulden den Schlitten bewilligte.

Beim Abfahren gab er dem verdrießlichen Kutscher den strengen Befehl, bestimmt in Ferchenhaid umzukehren, falls von dort aus die Straße unfahrbar sein sollte. Ich ließ ihn reden und dachte den Rosselenker schon durch ein Trinkgeld gefügig zu machen. So fuhr ich, nachdem mir der Wirt noch sorglich die Füße in dicke Kotzen eingewickelt hatte, in Gottes Namen ab.

Bis Schweigelhaid ging es leidlich. Zwar kamen die Pferde nur langsam vorwärts, aber da der Untergrund der Bahn fest war, so machte ihnen der frisch gefallene Schnee keine besonderen Schwierigkeiten. Nur mußte ich auf den poetischen Reiz einer Schlittenfahrt verzichten, bei der es mit hellem Schellengeläute in lustigem Trab dahingehen soll. Aber von dem auf luftiger Bergeshalde gelegenen Schweigelhaid an, wo im Sommer der Blick schönheitstrunken über die breiten Waldeswegen des Böhmerwaldes schweift, veränderte sich die Lage gewaltig.

Der Nebel lag hier so dicht auf der Erde, daß kaum die Umrisse der Häuser zu bemerken waren, und eine Finsternis herrschte ringsum, daß ich selbst die Pferde nur im düsteren Scheine der Laterne erkennen konnte. Fast meterhoch häufte sich der frische Schnee, und bei jedem Schritte versanken die Pferde darin bis über die Knie. Der zornige Kutscher fluchte, daß mich ein Grauen ankam, und in seiner Wut hieb er auf die armen Tiere ein, wie wenn sie für das schlechte Wetter verantwortlich wären. Alle meine Besänftigungen fruchteten nichts; die Zigarren, die ich ihm anbot, nahm er ohne Dank entgegen, und sobald sie in Rauch aufgegangen waren, begann sein Schelten von neuem, bis ich es durch wiederholte Spende abermals auf kurze Zeit zum Verstummen brachte.

So erreichten wir doch ungefährdet das in weiter Filzwildnis am Oberlaufe der Moldau gelegene Dorf Ferchenhaid, von wo ich im Sommer noch einen Weg von anderthalb Stunden in meine Heimat hatte. Das war schon Heimatluft für mich, und im Geiste fühlte ich mich schon zu Hause bei den lieben Eltern und Geschwistern und erquickte mich an dem würzigen Kerzen- und Nadelduft des Christbaumes. Im Gasthaus Zum Sitter, wo ich als Knabe so oft zum Tanze aufgespielt und Augenzeuge so mancher wilden Rauferei gewesen, war noch Licht.

Um den Kutscher bei Laune zu erhalten, schlug ich vor, zuerst ein Maß Bier und dann zur Belebung der Leibeswärme ein Schnäpschen zu trinken. Gern folgte er meiner Einladung. Als aber der Sitter hörte, daß ich noch nach Buchwald weiterfahren wollte, da stemmte er die Hände in die Hüften und sah mich an, wie man etwa einen Verrückten ansehen mag.

„Das schlag' dir nur gleich aus dem Sinn!" warnte er. „Du kannst Gott danken, daß du so weit ohne Unfall gekommen bist. Seit zwei Tagen geht kein Fuhrwerk mehr von hier nach Fürstenhut, so tief verschneit ist die Waldstraße. Wie mag es nun erst in Fürstenhut und gar in Buchwald aussehen, die noch bedeutend höher liegen als Ferchenhaid und allen Stürmen ausgesetzt sind! Laß den Kutscher umkehren und bleib' bei mir über Nacht. Morgen, beim Tageslicht, läßt sich eher ans Fortkommen denken."

Ich grollte dem Manne für seinen wohlgemeinten Rat und antwortete: „Heimkommen muß ich um jeden Preis heute noch! Umsonst zahlte ich nicht zehn Gulden für das Fuhrwerk. Ist es bis hierher gegangen, so wird's mit Gottes Hülfe auch schon noch weiter gehen."

„Man soll aber Gott nicht versuchen!" fiel der Kutscher ein.

„Das tu ich auch gar nicht, sondern ich vertraue ihm bloß, und Gottvertrauen ist keine Sünde."

Darauf wußten sie mir nichts zu entgegnen. Wir tranken aus und bestiegen wieder den Schlitten.

Bald nahm uns der Wald auf. Bei schöner Schlittenbahn hätten wir Fürstenhut, das nächste Ziel, leicht in einer halben Stunde erreichen können, jetzt brauchten wir fast zwei ganze Stunden! Bis an mein Lebensende werde ich diese Fahrt in der Christnacht nicht vergessen; alle Schrecken und Drangsale des furchtbaren Waldwinters bekam ich da zu fühlen, daß mich die Erinnerung daran noch schaudern macht.

Wie der Sitter gesagt, so kam es. Die Straße war gänzlich verschneit. Die Pferde wateten bis an den Bauch im Schnee.

Ⓛ Christus in der Kunst.

Von P. Lukas Knackfuß, O. P. (Köln).

Der Sohn Gottes in seinem Erdenwandel — für den Gläubigen Hort und Halt seiner höchsten Interessen, für den Nichtgläubigen ein Problem — wird stets für das Geistesleben aller eine Rolle von tiefgehendster Bedeutung spielen. Die Gestalt Christi ist zu tief dem Bewußtsein der Menschheit eingeprägt, als daß sie je vergessen oder übersehen werden könnte.

Obgleich unsere Gesellschaft zum großen Teil unchristlich ist und demgemäß die moderne Kunst als treues Spiegelbild der Zeit vielfach einen unchristlichen Geist atmet, so fehlen doch unter der Flut moderner Kunstprodukte keineswegs zahlreiche Werke, welche die Person Jesu Christi und die Begebenheiten der evangelischen Geschichte zum Gegenstande haben. Die Kunst plaudert eben aus, was im Innern der Menschen vorgeht. Manche Künstler, die nicht mehr auf dem Boden des positiven Christentums stehen, fühlen sich doch gedrängt, einen Christus zu malen oder zu meißeln, und zwar ihren Christus zu gestalten, so wie jeder ihn sich denkt, so wie jeder sich von dem Christusgedanken gefaßt fühlt. Und man muß es sagen, die meisten nehmen es ernst mit ihrem Christusbild; das Ringen und Sehnen nach einer Wahrheit, die sie glauben nicht erreichen zu können, zwingt ihnen oft Gebilde ab, die etwas Tiefes, Ergreifendes und auch für den Gläubigen durchaus nichts Unannehmbares haben. Freilich fehlen auch solche unter den Modernen nicht, die eine gewisse Originalität darin suchen, daß sie das Heilige in ihren Darstellungen aller Würde entkleiden und in den Staub herabziehen.

Doch der unwiderstehliche Zug zu Christus ist es nicht allein, der seine Gestalt in der Kunst stets zutage treten läßt; es ist auch der Umstand, daß sein Leben, Leiden und Sterben gerade die packendsten, tiefsten und darum dankbarsten Stoffe für die bildende Kunst bietet.

An diesen erhabensten Stoffen haben die größten Meister aller christlichen Jahrhunderte ihre höchste Kraft eingesetzt. In den bildlichen Darstellungen der Hauptmomente aus der Geschichte Jesu Christi vereinigen sich darum wie in ebensovielen Brennpunkten die Lichtstrahlen künstlerischen Genies jeder Epoche und Richtung. Gegenüber diesen Motiven von universellster Bedeutung verlieren sich alle anderen, an denen Malerei und Bildhauerei sich versucht haben, in ihrer Vereinzelung ins Unabsehbare. Neben den Darstellungen der allerseligsten Jungfrau, deren Leben ja auf das innigste mit dem Jesu Christi verknüpft ist, und die auf den meisten ihrer Bilder mit ihrem göttlichen Kinde vereint erscheint, läßt sich für keine anderen Gegenstände eine so mannigfaltige Fülle charakteristischer Darstellungen aus den verschiedenen Kunstperioden und von den hervorragendsten Künstlern beibringen. Schon in bezug auf die Gestalt Christi selbst, welche Mannigfaltigkeit der Bildungen! Nicht die subjektiv eigenartig denkenden und schaffenden Künstlernaturen allein sind es, die sich ihren eignen Christustypus prägen; denn schließlich jedes Volk, jede Zeit bilden sich in der Sprache der Kunst ihren Christus. Die Empfindungsweise jeder Nationalität, jeder Kulturepoche hat ja ihre besondere Klangfarbe, und wo es daher sich darum handelt, mit menschlichen Ausdrucksmitteln das darzustellen, worin alle Hochschätzung, Liebe und Verehrung gipfelt, wird das besondere der Neigungen sich geltend machen. Wegen der universellen Bedeutung der Person Jesu Christi muß sich in dem Bilde, das die Kunst von ihm schafft, etwas von örtlicher und zeitlicher Eigenart finden.

Eine andere Christusgestalt zeigt darum die Malerei der Katakomben, die mit ihrer Formensprache noch in dem Boden der antiken Kultur wurzelt, eine andere das frühe Mittelalter, das den siegreichen Christengott den aus dem Heidentum bekehrten Völkern vorhält. In traumerischer Beschauung lädet der Christus der italienischen Frührenaissance ein, während zu gleicher Zeit in Deutschland und in Flandern das Bild des Schmerzensmannes so ernst und ergreifend zu der Seele spricht; und die moderne Kunst endlich verlegt sich darauf, feinste psychologische Züge in ihrem Christusbild zum Ausdruck zu bringen.

Wie aber wächst erst die Mannigfaltigkeit, wenn man die Fülle des kunstgeschichtlichen Materials sichtet und ins Auge faßt hinsichtlich der Art und Weise, wie die Begebenheiten des Lebens Jesu künstlerisch verwertet und behandelt worden sind! Gerade weil es dieselben Motive sind, die unzählige Male und von den verschieden geartetsten Künstlern behandelt worden, und weil es Motive sind, die jedem von ihnen so hoch und teuer waren, die ihnen so tief ins Herz griffen, daß sie so viel von ihrem eigenen Empfinden hineinlegten, gewährt hier die Zusammenstellung und Vergleichung so hohe Belehrung und so großen Genuß.

Eine äußerst interessante und dankbare Aufgabe hat sich darum der Dozent der Kunstwissenschaft an der Königlichen Akademie zu Posen, Dr. Walter Rothes gestellt, indem er es unternahm, Christus des Heilandes Leben, Leiden, Sterben und Verherrlichung in der bildenden Kunst aller Jahrhunderte (Köln, J. P. Bachem. In Originaleinband M. 10) zum Gegenstande einer populär-wissenschaftlichen Arbeit zu machen. Der Verfasser hat sich bereits in weiten Kreisen des Publikums in vorteilhafter Weise eingeführt durch sein in demselben Verlage erschienenes Werk Die Madonna in ihrer Verherrlichung durch die bildende Kunst aller Jahrhunderte. War die Arbeit für das vorliegende Werk eine viel schwierigere und umfassendere, so war das vorhergehende jedenfalls eine sehr geeignete Vorbereitung dazu. Wie von selbst mußte der Verfasser durch die gute Aufnahme, die seine Madonna in der Kunst gefunden, zu der Behandlung des Christusbildes geführt werden. Man muß sich nur wundern, daß niemand bereits früher auf den Gedanken gekommen, eine alle Epochen umfassende übersichtliche populär gehaltene Bearbeitung dieses Stoffes zu liefern. Dr. Rothes' Christuswerk hat den Vorzug vorweg, daß es in seiner Art neu und einzig dasteht.

Das Anschauungsmaterial ist mit großem Fleiße zusammengetragen und gut ausgewählt. Manche sonst wenig bekannte Stücke sind darunter, einige zum ersten Male veröffentlicht, so die hochinteressante packende Zeichnung der Kreuzigung von Hans Holbein der Aeltere im Maximilians-Museum in Augsburg. Gerade in der Sichtung und Auswahl der vorzuführenden Bildwerke bestand ein Hauptteil der Arbeit. Im Text ist die schwierige Aufgabe, die Besprechung oder kurze Charakterisierung der einzelnen Kunstwerke in geschickter und gefälliger Weise aneinanderzureihen, gut gelöst. Obgleich in erster Linie wissenschaftlich gehalten, ist das Buch doch zugleich mit religiöser Wärme geschrieben.

Aus dem Umstande, daß das vorliegende Werk im Anschluß an die Madonna in der Kunst geschrieben worden, ist es wohl zu erklären, daß hier die Kindheitsgeschichte Jesu ganz unberücksichtigt geblieben ist. Wir sind aber der Ansicht, daß die Vollständigkeit des Werkes über Christus in der Kunst es verlangt, daß das ganze Erdenleben des Heilandes mit Einschluß der Kindheitsgeschichte in den Kreis der Betrachtung hineingezogen werde. Mag auch in dem Madonnen-Werke zugleich die Kindheitsgeschichte Jesu gestreift sein; hier kommt es doch darauf an, auf diese speziell das Augenmerk zu richten. Aus der Fülle des künstlerischen Materials konnten für die Momente, die hier in Frage kommen, gewiß noch einige neue charakteristische Bilder gebracht werden; aber auch eine nochmalige Heranziehung des einen oder anderen in der Madonna schon vertretenen hatte nichts geschadet.

Der Verlagshandlung sprechen wir unsere Anerkennung aus wegen der tadellosen Reproduktion der Bildwerke und wegen der sehr gut gewählten Ausstattung der Einbanddecke mit dem Christuskopf von Leonardo da Vinci. Wir sind überzeugt, daß dem Buche, das ebensowohl dem künstlerischen wie dem religiösen Interesse entgegenkommt, ein durchschlagender Erfolg gesichert ist.

Ⓛ Weihnachten im Polareis.

Weihnachten fiel in die Zeit, wo der Mond nicht schien. Alle Mitglieder der Expedition waren also auf dem Schiff, und wir feierten es mit Festessen, Wettspielen, Verlosungen, Preisen usw. Es war nicht sehr kalt an diesem Tage, nur ungefähr 31 Grad Celsius unter Null.

Am Morgen, so heißt es weiter in dem reich illustrierten Reisewerke Pearys, das unter dem Titel Die Entdeckung des Nordpols soeben im Verlag von Wilhelm Süsserott, Berlin W 30, Preis gebd. M. 15, erschienen ist, begrüßten wir uns mit dem Glückwunsch: „Fröhliche Weihnacht!", wie wir es zu Hause gewöhnt waren. Beim Frühstück hatten wir alle Briefe von Hause und Weihnachtsgeschenke, die ich zurückgelegt hatte, damit sie an diesem Morgen geöffnet würden. Mac Millan war Zeremonienmeister und ordnete das Sportprogramm. Um 2 Uhr gab es Wettrennen auf dem Küsteneise. Eine 70 Meter lange Bahn war angelegt worden, und die 50 Schiffslaternen wurden in zwei parallele Reihen aufgestellt. Diese Laternen sind ähnlich wie die der Eisenbahnbremser, nur größer. Es war ein eigenartiger Anblick — nur 7½ Grad vom Ende der Erde entfernt — diese erleuchtete Rennbahn!

Der erste Lauf war für Eskimokinder, der zweite für Eskimomänner, der dritte für Eskimoweiber, die kleine Kinder in ihren Kapuzen tragen, der vierte für junge Mädchen. Für das Rennen der Frauen mit Kindern lagen vier Nennungen vor, und wenn man die Weiber beobachtete, so konnte niemand mutmaßen, daß es sich um ein Rennen handelte. Sie waren alle vier in Felle gekleidet und liefen nebeneinander her. Ihre Augen rollten, sie keuchten wie aufgeregte Walrosse, und die Kinder in ihren Kapuzen blickten mit großen und halbwilden Augen in die glänzenden Laternen. Es war nicht die Rede davon, daß hier eine Grausamkeit gegen die Kinder vorgelegen hätte, denn die Mütter bewegten sich wirklich nicht schnell genug, als daß sie ihre Kinder hätten fallen lassen. Dann gab es auch Rennen für die Schiffsmannschaft und die Mitglieder der Expedition und ein Seilziehen zwischen den Mannschaften.

Die Natur selbst nahm an unserem Weihnachtsfeste teil und ließ uns ein Nordlicht von bedeutendem Glanze sehen. Während die Wettspiele auf dem Küsteneise im schönsten Gange waren, füllte sich der nördliche Himmel mit Strahlen und Pfeilen von fahlweißem Licht.

Zwischen den Wettrennen und dem Mittagessen, das wie gewöhnlich um vier Uhr stattfand, gab ich in meiner Kabine ein Konzert auf der Aeolsharfe, wobei ich die fröhlichsten Musikstücke aussuchte, die ich auf Lager hatte. Dann trennten wir uns, um uns zum Essen umzuziehen. Dies bestand darin, daß wir reine Flanellhemden und Halsbinden anlegten. Der Doktor war sogar so eitel, einen gesteiften Kragen umzubinden.

Der Steward Percy trug dieser Gelegenheit zu Ehren die Mütze eines Küchenchefs und eine große, weiße Schürze. Auch hatte er die Tafel mit schönem Leinen gedeckt und unserem besten Silber. Die Wand der Messe war mit der amerikanischen Flagge geschmückt. Wir hatten Moschusochsen-Braten, einen englischen Plumpudding, einen Hefenkuchen mit Schokoladenguß, und bei jedem Gedeck stand ein Päckchen mit Nüssen, Kuchen und Zuckerzeug, woran ein Kärtchen befestigt war: „Fröhliche Weihnacht von Mrs. Peary".

So oft sich das eine herausgerafft hatte, versank das andere, und so ging es unter furchtbarer Mühe und Gefahr langsam dahin. Der Schlitten selbst ging auch im Schnee unter, meine Beine pflügten förmlich im Schnee. Und diese unheimliche Finsternis, dieses Brüllen und Toben des Sturmes im erstarrten Walde! Es war grauenvoll.

Dem Kutscher bangte um die Pferde. „Wenn sich eines den Fuß bricht und liegen bleibt, was dann?" fragte er mich vorwurfsvoll. „Dann müssen Sie den Schaden ersetzen!"

Jetzt wurde mir auch bange. Wie leicht konnte seine Befürchtung zur Wahrheit werden, und wo wollte ich, ein armer Unterlehrer, die Mittel hernehmen, ein oder gar zwei verunglückte Pferde zu ersetzen! Ich war der Verzweiflung nahe und hatte nicht mehr den Mut, den Kutscher zum Weiterfahren zu zwingen.

In diesem trostlosen Seelenzustande flüsterte ich leise die zweite Strophe meines Weihnachtsliedes vor mich hin:

Heiliger Christ,
Der du bist
Ewig in der Zeiten Frist!
Hast durch deine Geburt uns gebracht
Holder Liebe beglückende Macht,
Die das Leben verschönt,
Uns mit dem Himmel versöhnt!

Es sollte ein Gebet sein —

Da versank das links gehende Pferd plötzlich so tief, daß es sich allein nicht mehr auf die Beine helfen konnte. Wir mußten aussteigen und mit Händen und Füßen den Schnee beiseite scharren, bis es uns nach unendlicher Mühe gelang, das zitternde Tier wieder auf die Beine zu bringen.

„Weiter geht's nicht mehr!" erklärte der Kutscher nachdrücklich. „Wir müssen umkehren!"

„Nur bis Fürstenhut fahren Sie mich," bat ich; „dann will ich gern aussteigen! Dort lebt meine Schwester, bei der will ich bleiben."

Der scheinbar so rauhe Mann hatte Erbarmen. Er gab nach, und so kam ich gegen Mitternacht, da in den Walddörfern die Christmette gefeiert wird, halb erstarrt und gänzlich durchnäßt nach Fürstenhut, wo ich mich schon zu Hause wähnte, weil Buchwald zur Fürstenhuter Pfarre gehörte und überdies noch meine Schwester Mim hier verheiratet war.

Aber was für ein Dorf ist dieses Fürstenhut! Sein Umfang könnte ganz leicht eine Stadt von 50- bis 60 000 Einwohnern einschließen, solch eine Riesenfläche nimmt es ein. Und dennoch stehen hier nicht mehr als etwas über hundert Häuser, die weit im Plane zerstreut liegen und verschiedenartig benannte Ortsteile bilden wie „Böhmseite", „Bayerseite", „Dreihäuser", „Zweihäuser" und so fort. Von Norden nach Süden wird das Kirchdorf von der von Buchwald nach Kuschwarda führenden, ebereschenumsäumten Bezirksstraße durchquert, in welche die eingezäunten Seitenwege aus den einzelnen Häusergruppen und Einschichten münden. Diese Wege waren jetzt derart verschneit, daß auch von den Zäunen nichts zu sehen war. Außerdem lag der Nebel so dicht, daß man ihn „hätte schneiden können", wie sie im Walde sagen, und auch der Sturm wütete immer noch so heftig, daß man sich gegen ihn stemmen mußte.

Knapp am Ausgange des Waldes setzte mich der Kutscher ab. Von hier bis zum ersten Dorfhause muß man im Sommer eine reichliche Viertelstunde gehen — heute konnte daraus eine volle Stunde werden. Beim ersten Schritt versank ich bis an die Hüften im Schnee. Aber ich war ausgerastet, jung und mutig und kannte zum Glück die Richtung, die ich einschlagen mußte. Fernher von der einsam auf einem Hügel stehenden Kirche vernahm ich einen schwachen Glockenton — es war das Zeichen zur Mette — nach dieser Richtung mußte ich meine Schritte lenken, wollte ich die Straße erreichen. Dort aber war ich gerettet ...

Wacker arbeitete ich mich durch das Schneemeer durch, bei jedem Schritte darin versinkend. Ich watete und watete und merkte es nicht, wie nach und nach meine Schuhe stahlhart wurden und die Füße sozusagen im Wasser standen. Ich merkte es nicht, daß der Schweiß auf meine Stirn trat und in großen Perlen übers Gesicht rann, daß allmählich meine Kräfte versiegten und ich einer Ohnmacht nahe war. Nur waten und waten — die Straße kann nicht mehr fern sein! So rief's in meinem Innern . . .

Und ich merkte es auch gar nicht, daß ich längst die Richtung verloren und mich im weiten Schneegefild verirrt hatte — bis mich fern von Süden her abermals ein kaum vernehmbarer Glockenton belehrte, daß ich nordwärts wanderte. Da gab es mir einen Riß durch den ganzen Körper, und das Entsetzen mußte mir aus den Augen gegrinst haben: ich befand mich ja mitten im Moor, das sich von hier bis Ferchenhaid hin ausbreitet und jeden verschlingt, der sich im Sommer auf seine trügerische Decke wagt!

Das Entsetzen lähmte meine Glieder, mehr aber noch die Todesmattigkeit, die sich plötzlich fühlbar machte. Weit mehr als eine Stunde war ich so planlos im Schnee herumgewatet und war jetzt ferner vom Ziel als anfangs. In meinen Schläfen hämmerte es, vor den Augen begann es schwarz zu flimmern, und brennender Durst stellte sich ein. Ich aß eine Handvoll Schnee und raffte mich neuerdings auf, um weiter zu kommen. Aber die Beine wurden mir schwer wie Blei und der Schwindel drehte mich nach allen Seiten. Schon wollte ich niedersinken, als ich knapp vor mir einen Steinblock ragen sah, den der Schnee nicht ganz zu verwehen imstande gewesen war. Auf den ließ ich mich nieder und begann um Hülfe zu rufen.

Niemand hörte mich. Kein lebendes Wesen gab es weitum. Nur die heulende Windsbraut raste über die Moorödе dahin.

„So soll ich hier meinen Tod finden? in der Christnacht, so nahe der Heimat!" rief ich verzweiflungsvoll aus.

Ich wußte, daß in dieser Stunde mein Vater und meine Brüder in der Christmette waren und auf dem Chore musizierten, daß meine Schwester jetzt mit ihren Kindern bewundernd vor dem Christbaum stand und daß mich zu Hause das liebe Mutterherz sehnsüchtig erwartete — und keines konnte mir Hülfe bringen, so nahe sie mir waren!

Da schwang sich meine Hoffnung himmelwärts, und mit zitternder Stimme sang ich die dritte Strophe meines Liedes ins Sturmesrasen hinein:

Sei gegrüßt,
Heiliger Christ,
Der des Lasters Feind du bist.
Streckest deine Mitleidshand
Ueber alle, die verbannt,
Hier im irdischen Tal
Dulden Mühsal und Qual!

Plötzlich deuchte es mir, als hätte ich in nicht zu weiter Entfernung einen Lichtschimmer gesehen. Das verlieh mir neue Kraft. Ich raffte mich auf und spähte, halb versunken im Schnee, nach dem Lichte. Ein Irrwisch konnte es nicht sein, weil Schnee das Moor zudeckte. Also eine menschliche Wohnung in der Nähe! Vielleicht doch noch Hülfe und Rettung!

Abermals rief ich, so laut ich es vermochte, um Hülfe. Aber ungehört verklang auch dieser Ruf. Dann watete ich, das rettende Licht nicht aus dem Auge lassend, mit dem letzten Aufgebot meiner Kräfte vorwärts. Der gütige Himmel förderte mein Werk. Sichtlich näher rückte der Lichtschein — immer heller wurde er, bis ich nach halbstündigem Waten und Kriechen die Umrisse eines Hauses gewahrte, dem ich mit ersterbender Kraft zusteuerte.

Nach dem Essen kamen auf dem Vorderdeck Wettkämpfe im Diskuswerfen, Ringen und Ziehen an die Reihe; das Fest endete mit einem Grammophonkonzert, das Percy gab.

Der interessanteste Teil unseres Tages war aber vielleicht die Verteilung der Preise an die Gewinner in den verschiedenen Wettkämpfen. Um die Psychologie der Eskimos studieren zu können, hatte ich in allen Fällen die Wahl zwischen mehreren Gegenständen gelassen. Tukumäh, die im Wettlauf der jüngeren Frauen gewann, hatte zum Beispiel die Wahl zwischen drei Preisen: einem Karton mit drei Stücken parfümierter Seife, einer Nähausstattung, die einen Brief Nadeln, zwei, drei Fingerhüte und mehrere Rollen Zwirn von verschiedener Stärke enthielt, und endlich einem runden, mit Zuckerguß überzogenen Kuchen. Die junge Frau zögerte nicht, sie warf ein Auge auf die Nähausstattung, aber beide Hände und das andere Auge richteten sich auf die Seife. Sie wußte übrigens, was diese zu bedeuten hatte. Das Bewußtsein der Reinlichkeit war ihr aufgegangen — ein plötzlicher Ehrgeiz, anziehend zu erscheinen.

(LA) Heimfahrt.

Skizze von L. v. Endeers.

Ueber dem Dunst und Qualm der Großstadt steht groß und still der Vollmond.

Lächelnd scheint er in das Gewühl des Ameisenhaufens da unten zu gucken. Längst hat er sich daran gewöhnt, tausend Monde in den Straßen zu sehen, so hell und strahlend, daß kaum einmal ein Bedächtiger oder ein Altmodischer nach der Himmelskugel heraufschaut, die seiner Väter schönste Leuchte war.

Es regt sich heute mehr wie sonst bei den kleinen Menschlein — denn bald ist heiliger Abend, und da rennen sie denn, Männlein und Weiblein, wie gehetzt nach allerlei aus, nach Tand und Spielzeug, nach Torheiten und Liebesgaben. Sie stoßen sich und puffen mit den Ellbogen und schlagen sich fast vor den Schaufenstern, hinter denen man es verstanden hat, der Neugier und der Sensationslust neue Feste zu bereiten. Es ist gerade, als ob der Vordermann nichts übrig ließe von dem Augenschmause da drin.

Selbst die kleinen Kinder lernen schon das Drängen und Quetschen, diese Kinder der Großstadt, die nie jung sind, mit ihren wissenden Augen und spitzen Zungen, sie, vor denen es keine Geheimnisse gibt und kaum etwas Heiliges mehr. Sie lachen und witzeln wie die Großen, sie sind einander Feinde und Gegner, es ist nicht geraten, mit ihnen anzubändeln oder sich gegen sie aufzulehnen. Nur selten, daß man bei den Kleineren noch einmal eine kindliche Aeußerung hört — ein Entzücken, ein Staunen, irgendein Zeichen, daß die Großstadt nicht ihrer armen Jugend schon das Beste geraubt hat!

An den Straßenübergängen ist es lebensgefährlich. Wie gehetztes Wild schlüpfen heute die Menschen durch und sehen mit scheuen Augen nach rechts und links. Ueberall herrscht da Gefahr und Verderben, lauert selbst der Tod auf dieser Treibjagd. Die Autos brüllen, Peitschen knallen und rauhe Zurufe schrecken den, der mit gewohnter Ruhe durch dieses wilde Chaos steuern will.

Denn das ist ja kein Tag wie alle Tage.

Wie eherne Ritter stehen an den schlimmsten Punkten die Schutzleute zu Pferd. Sie, die Vielgerufenen und Vielgeschmähten, haben es nicht leicht. Unruhig sehen die Augen der Gäule nach rechts und links, wo sich die Knäuel ballen und wieder lösen, wo die Lastwagen, die Droschken und die mächtigen Autobusse sich stärker stauen als sonst, und endlose Reihen von Straßenbahnwagen des erlösenden Augenblickes harren. Dazwischen fliegen dann wieder Radfahrer durch und Motorwägelchen, werden Hundekarren gezogen und kleine Handwagen.

Alle die Droschken sind mit Koffern beladen. Die halbe Großstadt scheint hinauszuwogen, wie auf einer Völkerwanderung der alten Zeit begriffen. Und in die leergewordenen Plätze drängt sich von außen das Volk der glücklichen Ferienmenschen, der Soldaten auf Urlaub, der Studenten und Kadetten.

Auf den Bahnhöfen wächst die Flut zur Hochflut an. Es ist, als ob alle diese Köpfe eine einzige Fläche seien, auf der man wandeln könne. Schrille Frauenstimmen, Kindergeheul, befehlendes Rufen — alles das ballt sich zu einer sonderbaren Symphonie zusammen, wie sie noch kein Künstler geschrieben hat.

Und endlich hat sich wieder einmal ein Zug aus dieser Mauer gelöst und fährt langsam aus der schwarzberußten Halle. Neidisch sehen die Augen der festgekeilten Menschheit auf die Glücklichen, und ein Aufatmen scheint einen Augenblick lang durch das kalte Haus zu gehen, dann schlägt die Welle wieder zusammen und keine Lücke ist zu bemerken. Ein neues endloses Ungeheuer, eine wahre Seeschlange von Wagenreihen wird von keuchender Lokomotive herangeschleppt, ehe die Schienen nur kalt geworden sind — und der Kampf der Großstadt beginnt aufs neue.

Wir rollen ganz bedächtig hinaus. Wer so vorsichtig war, sich einen Platz zu bestellen, hat das Glück, nun sitzen zu können; die anderen dürfen für ihr Geld stehen und auf einen angenehmen Zufall warten, der einen Platz frei macht. Die Gänge sind so vollbesetzt wie die Wagen. Man richtet sich schon einstweilen auf den Handkoffern ein. Aber merkwürdig: auf den ersten Schritten der Großstadtflucht wird man gleich versöhnlicher und verträglicher gestimmt. Es ist Weihnachten, jeder fährt zu seinen Lieben, man hat vergnügte Tage vor sich, das Fest des Friedens und der Liebe. Die Augen verlieren den kalten Großstadtblick, der nur nach eigenem Vorteil forscht; der Mund den festgekniffenen Zug, der scharfe Worte bereit hält. Das Licht der hellen Lampen sieht auf ganz friedliche Menschen, die bereit sind, sich zu helfen für die Nacht, während der sie hier in engen Zellen zugesperrt leben müssen.

Der Zug fährt auf hohem Damme zwischen Hinterhäusern her. Hunderte und Tausende von Lampen scheinen aus all den Fenstern, die unverhängt sind, denn in der Großstadt ist man gleichgültig gegen den Nachbar und den forschenden Blick, gleichgültig beinah bis zur Schamlosigkeit. Und jede Lampe bescheint Menschenglück oder Leid. Es wird dem Beschauer wehe von all den unzähligen Schicksalen neben- und übereinander, die alle so zusammengepreßt sind, daß man die Wertung für den einzelnen verlieren muß. Und jeder von all den Menschen da möchte sein Zipfelchen vom Gewande Fortunas erhaschen, will lieben und leben.

Manchmal eröffnen sich rechts und links herrliche Straßenbilder, eingerahmt von den Perlenschnüren der Bogenlampen, feenhaft beleuchtet wie Peripekiven aus dem Garten der Glücksgöttin. Dann wieder schimmern vereinzelte Lichter in dem dunklen Wasser eines Flußarmes wie zitternde Tränen.

Es wird dunkler und stiller. Aber wenn man glaubt, die spielenden Fangarme des alles verschlingenden Molochs Großstadt ließen nun nach, tauchen wieder neue einförmige, gerade Häuserzeilen an dem rötlichen Nachthimmel auf. Wir durchfliegen jetzt wieder Stationen und unabsehbare Schienengewirre mit kleinen Signallichtern als Wegweisern. Auf den Wagen, die uns entgegenfahren, liegt ein leichter, weißer Reif.

Schnee — draußen muß Schnee liegen! Reiner, weißer Schnee, nicht das Gemenge, das man manchmal an trübem Großstadtmorgen kurze Zeit lang auf dem Asphalt liegen sieht, bis er auf Karren und Wagen weggeschafft wird wie irgend ein Totes.

Jetzt fangen auch längs der Bahnlinie die weißen Streifen an. Nur vereinzelte Villen schimmern noch zwischen Kiefernkronen auf. Größer werden die schneeigen Flecken. Und noch eine kurze Strecke — und der ganze, grelle Kinematograph voller toller, unwahrscheinlicher, ineinander zitternder Bilder liegt hinter uns. Wir fahren in eine stille, weiße, verschneite Welt hinein.

Wie gebannt stehe ich am Fenster. Daß es so etwas noch gibt! Eine solche Welt, in der Mensch und Tier des Nachts schläft in tiefer Ruhe — Dörfer, aus deren niedrigen Häusern nur hier und da ein schwacher Lichtschein dringt — kein aufreizender, rötlicher Himmel mehr, in dem sich rastlose Arbeit und Gier nach Genuß und Grauen wiederzuspiegeln scheint. Weich legt sich der Horizont hier auf die Weite, daß sie eng und heimlich wird im ungewissen Lichte, das aus der Schneedecke selber strahlt.

Ein verschneiter Park kommt dann, ein wundervoller Zauberwald, einer, in dem man glaubt Rehe sehen zu müssen, lebende, anmutige Tiere, die gar keine Aehnlichkeit haben mit den armen, toten Kreaturen, die vor den Schaufenstern der Großstadtläden ihre Köpfe auf das Pflaster hängen lassen in barbarischer Menge und Schaustellung.

Irgendwo da draußen wartet die Weihnachtsfreude. Nicht die Weihnachtsfreude der grellen Schaufenster und der sinnlosen Prunkanhäufungen, der elektrisch beleuchteten Christbäume — nicht die Weihnachtsfreude der Theater und all der Orte, von denen man glaubt, daß sie Freude geben könnten. Nein, ganz stille, heimliche, die morgens in aller Frühe tiefvermummt mit in die Mette schleicht, das altmodische Laternchen in der Hand. Weihnachtsfreude, die neben uns steht am schlichten Baume und einsam mit uns wandelt unter den weißstäubenden Bäumen eines Märchenwaldes . . .

Vielleicht, daß die Vorfreude das schönste ist an der Heimfahrt vieler, die jetzt von dem einförmigen Dreitakt der Räder gewiegt werden! Denn wen einmal die Großstadt gepackt hat, der ist oft verdorben für die Stille und die Ruhe. Und er sehnt sich draußen nach manchem zurück, was ihm entbehrlich oder gar unerträglich schien: nach den asphaltierten Straßen, auf denen sich's so schön bummelt; nach der Dampfheizung mit ihrem schwülen Klima, ja nach der nächtlichen Begleitmusik der Großstadtträume, dem Brüllen und Stöhnen der Töff-Töffs! Und nach diesem und jenem. Manchen scheinen nach der ersten Wiedersehensfreude daheim die Häuser so eingesunken und die Betten so hart, daß es sie mit heimlicher Ungeduld wieder nach der gewohnten Tretmühle zieht.

Aber heute ist noch alles froh und erwartungsvoll und glücklich. Ich gehe durch die langen Gänge des Zuges, der Schlaf hat die meisten übermannt. Enge aneinandergedrängt ruhen sie, die Großen wie die Kinder, die Jungen und die Alten. Die Gesichter sind fröhlich, erwartungsvoll, ganz anders, wie man sie sonst auf ermüdenden Nachtfahrten sieht.

Heimfahrt! heißt das Zauberwort, das die Stirnen verjüngt und die Falten glättet! Heimfahrt zu jenem Stück Erde, das noch immer die Macht besitzt, seinen Kindern neue Kraft zu geben — zu der alten, lieben Heimat, die bei jedem in irgend einem Herzenswinkel steht — einsam und unberührt von allen Wogen der Großstadt — die hinter uns versunken liegt.

Und nun stand ich davor, in völliger Finsternis. Ich klopfte ans Fenster. Eine Stimme fragte drinnen in der Stube: „Wer ist's?"

Diese Stimme brachte mein halb erstarrtes Blut in siedende Wallung: der Schwester Mini Stimme war's, und vor ihrem Hause stand ich! Ich war gerettet.

„Ich bin's, der Johann!" rief ich unter Lachen und Weinen. Und mit einem Freudenschrei eilte mir die Gute schon in der nächsten Sekunde entgegen und schloß mich in ihre Arme.

Als sie erfuhr, in welcher Gefahr ich geschwebt, fing sie zuerst hellauf zu weinen an, dann aber sprach sie gerechten Tadel über mein unsinniges Beginnen bei solchem Wetter aus. Sie zog mir drinnen die gefrorenen Stiefel von den Füßen und versorgte mich mit Strümpfen und Schuhen von ihrem Manne. Dann trank ich starken, heißen Kaffee, der meine gesunkenen Lebensgeister wieder anfachte, und nahm Nahrung zu mir.

Nach einer Stunde kamen der Vater, der Schwager und die Brüder von der Mette zurück, und nun wurde ich schon wieder ganz frisch und munter und drängte zum Aufbruche nach Buchwald.

Die Straße dahin war fest im Untergrunde, so daß wir nur bis an die Schienbeine einbrachen. Gegen halb vier Uhr morgens betraten wir daheim die väterliche Stube.

Die Mutter lag wach im Bette. Ihre erste Frage lautete: „Ist der Johann gekommen?"

„Nein," antwortete der Vater im Scherze.

„So geht's!" klagte sie. „Weil er jetzt Lehrer ist, sehnt er sich nicht mehr nach uns!"

Da lag ich ihr schon am Halse und küßte sie endlos, und sie weinte wie immer, wann ich kam, Tränen der Freude . . .

Am Christmorgen war ich so frisch und kräftig, wie wenn nichts geschehen wäre. Das Wetter hatte sich zum Besseren gewendet, der Nebel war verschwunden, und hell schien die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Ich kleidete mich an und ging mit dem Vater ins Hochamt, bei dem ich die Orgel spielte. Als die feierliche Handlung beendet war, griff ich nach einem leisen Uebergangspräludium in die Tasten und sang vor der ganzen lauschenden Gemeinde zum Dank für meine wunderbare Rettung mein Weihnachtslied:

Sei gegrüßt,
Heiliger Christ,
Der du heut' geboren bist! . . .

Spiel- und Rätsel-Ecke.

Weihnachts-Ausziehrätsel.

Liederbuch Brentano Kanonenboot Kurrende Weihrauch Sommernachtstraum Mastbaumspitze.

Einem jeden der vorstehenden Worte ist eine Silbe zu entnehmen, und es sind daraus dann — ohne Veränderung der Reihenfolge — Worte zu bilden. Das Ergebnis tritt am Heiligabend besonders in Erscheinung.

Zerschnittaufgabe.

Wo ist der Weihnachtsmann (St. Nikolaus)?



Skataufgabe.

B (Mittelhand) tourniert auf folgende Karten:
pB, cB, kB, tK, tD, pA, cD, c8, c7, k10. *)
Er faßt kA, findet tB dazu, legt tK, tD und verliert. A und C haben gleiche Augenzahl, jeder dreimal Pik. A drei Sieben.
Wie sind die Karten verteilt? Wie ist der Gang des Spiels?

*) Es bedeutet: t = Treff p = Pik. c = Coeur. k = Karo.

Weihnachts-Fragmentaufgabe.

l a t b u a a l a r e
a p a r t m u l g i s

Zu obigen elf Fragmenten suche man Anfang und Ende aus nachfolgenden 22 Buchstaben:
5 e, 2 f, 1 h, 1 l, 3 n, 1 o, 3 r, 4 s, 1 t, 1 u.
Diese Anfangs- und Endbuchstaben, zusammengezogen, ergeben einen Weihnachtswunsch des Verlages und der Redaktion.

Rätsel.

Jeden Morgen send' ich dir ins Haus,
Was dir dient zum ersten Frühstücksschmaus.
Hast du, lieber Leser, mich, so denke
In mich 'rein „be" noch und bedenke,
Daß, wer eine weite Reise tut,
Mit mir schon seit langem reiste gut.
Ueberlege nun und sage dann,
Lieber Leser, meinen Namen an.

Bilderrätsel.



(Die Auflösung folgt nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Rätsel.
Aussee — Chaussee.

Weihnachts-Rösselsprung.
Christnacht.
Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf.
O, so geh in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh uns auf!
Schau, im Himmel und auf Erden
Glänzt der Liebe Sonnenschein:
Friede soll's noch einmal werden
Und die Liebe König sein.

Rob. Prutz.

Bilderrätsel.
Schatten macht nicht größer, Lob nicht besser.

Silbenrätsel.

c	amender	t
h	aban	a
r	umänie	n
i	spuha	m
f	erenad	e
t	aifu	n
f	al	b
e	dd	a
f	ora	m
t	ande	m

Christfest — Tannenbaum.

Vexierbild.
Bild auf den Kopf stellen, dann ist der Vater in der Mitte zwischen Baumstamm und Sträuchern zu sehen.

Ausziehrätsel.
(W)ende Le(i)ne Min(n)e S(t)uhl Re(e)de T(r)opf Po(f)se T(a)ube Ba(n)d (F)lock M(a)ut Ta(n)g Ko(g)nak.
Wintersanfang.
Das Gastmahl.
Am Christfest.

(Nachdruck und Nachbildung aller Teile untersagt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Bestier in Köln.
Rotationsdruck und Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Unsern Frauen.

Unterm Christbaum.

Christabend ist es; die Mutter
Still lächelt, wie im Traum.
Ihr einzig Kind ist gestorben —
Sie schmückt wie sonst den Baum.

„Ach Kind! Du schläfst schon lange,
Siehst nimmer die Lichtlein glühn!
Doch Tanne und Mutterliebe,
Die bleiben immer grün!“ Franz Bonn.

Unterhaltung.

Plauderei von Therese Schlegel (Dresden).

Gewiß zählt jede der Leserinnen unter den ihr bekannten Familien einige, von denen eine Einladung zu erhalten sie mit dem Gefühle eines leichten Schreckens erfüllt, während ihr die Aussicht, einen Nachmittag oder Abend in einem andern Familienkreise zu verleben, eine wahrhafte Freude erregt. Und doch herrscht vielleicht in jenem Hause eine größere Eleganz als in diesem; man versammelt sich dort in prächtigen Räumen, serviert ausgesuchte Speisen, während hier in freundlichen, aber bescheiden eingerichteten Zimmern einfache Gerichte in prunklosem Geschirr gereicht werden. Nicht in diesen Aeußerlichkeiten liegt das Wohlbehagen und die Annehmlichkeit, sondern in dem Geiste, der ein Haus durchweht, in dem Tone, der daselbst herrscht, in der Art und Weise, wie man den Gästen begegnet und besonders wie man die Unterhaltung führt. Besitzt die Wirtin die hierzu erforderlichen Eigenschaften, hat sie Takt, Welterfahrung, eine gleichmäßige Gemütsstimmung, Ruhe und Sanftmut, so wird es ihren Gästen angenehm und behaglich in ihrem Hause sein. Die Leitung der Unterhaltung hat viel Aehnlichkeit mit der eines Staates; man darf sich des Einflusses, der sie beherrscht, kaum bewußt werden. Die Herrin des Hauses muß den Anschein vermeiden, als bekümmere sie sich um Dinge, die auch ohne ihr Eingreifen ihren Gang gehen würden; aber sie muß stets bemüht sein, jedes Hindernis, jede Unannehmlichkeit zu beseitigen, die stockende Unterhaltung neu zu beleben und sie keine langweilige oder einen der Anwesenden verletzende Wendung nehmen zu lassen; niemals darf sie jedoch dieses Bestreben zur Schau tragen. Einen bemerkbaren Eifer, die Unterhaltung fortzuspinnen, an den Tag legen, heißt seine Gäste in Verlegenheit setzen. Die Wirtin läßt sich einen bedeutenden Fehler zu Schulden kommen, welche die Unterhaltung in der Absicht beherrscht, einen Einzelnen in der Gesellschaft glänzen zu lassen, indem sie ihm Gelegenheit gibt, Gegenstände zur Sprache zu bringen, die ihn ausschließlich interessieren, die er besser weiß als andere, oder die ihn persönlich angehen. Stellt sich schon jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft, das die Unterhaltung an sich zu reißen sucht, und wenn es selbst die geistreichsten und merkwürdigsten Dinge zu sagen wüßte, das Zeugnis der Rücksichtslosigkeit und eines Mangels an wahrer Bildung aus, um wieviel mehr eine Wirtin, deren Pflicht es ist, für das Vergnügen ihrer sämtlichen Gäste zu sorgen, wenn sie ein solches Benehmen ermutigt oder gar hervorruft. Gefällt sie auf diese Weise auch dem einen, den sie auszeichnet, so kann sie doch überzeugt sein, daß sie bei allen übrigen Anwesenden eine entgegengesetzte Meinung erregt, denn es wünscht jeder, an die Reihe zu kommen, seinen Teil zur Unterhaltung beizutragen und über Gegenstände, die ihn interessieren und anregen, zu sprechen.

Die Unterhaltung, welche auf Gegenstände allgemeinen Inhalts beruht und nicht bloß einer Person zu Gefallen geführt wird, sondern für alle von Interesse ist und jedem sich daran zu beteiligen gestattet, wird in einer größeren Gesellschaft stets die pikanteste sein; sie befriedigt jedes Mitglied, denn selbst derjenige, der am liebsten von sich und seinen Werken spricht, ist, nach Hause zurückgekehrt, mit sich zufrieden, wenn er einen geistigen Austausch gehabt, neue Kenntnisse eingesammelt und sich frei von dem geheimen Vorwurfe fühlt, zu viel gesprochen und sich möglicherweise lächerlich gemacht zu haben.

Zum Nachdenken.

Die Mutlosigkeit hilft zu nichts; sie ist nur eine Verzweiflung der beleidigten Eigenliebe.

*

Es ist nichts als die Tätigkeit nach einem bestimmten Ziel, was das Leben erträglich macht.

*

Glücklich, wer zuerst sich erzieht, ehe er sich anmaßt, andere zu bessern.

*

Ein edles Herz ist immer leicht geneigt, sich selber der Uebereilung zu schelten, sobald es ein anderes einer Schändlichkeit fähig halten soll.

*

Wohltun und nicht freundlich sein,
Reicht ein Brot und macht's zum Stein.

*

Sei stolz und frei beim Fühlen und beim Denken:
Gott hat dir Herzensfreudigkeit gegeben,
Und alles rings mit Fülle zu beleben
Und Kraft genug, dein Erdenschiff zu lenken.

*

Sei mild bei deines Nächsten Fehle,
Doch strenge deiner eignen Seele;
Verschließ dein Herz dem Weltgetümmel,
Doch halt es offen für den Himmel.

*

Ehe man tadelt, soll man immer erst versuchen, ob man nicht entschuldigen kann.

*

Die Liebe ist tief ja wie das Meer, je mehr sie gibt, je mehr auch hat sie noch.

Die Welt ist voll von Gottes Segen;
Willst du ihn haben, ist er dein,
Du brauchst nur Hand und Fuß zu regen,
Du brauchst nur fromm und klug zu sein.

*

Wehe dem, der zu sterben geht
Und keinem Liebe geschenkt hat,
Dem Becher, der zu Scherben geht
Und keinen Durst'gen getränkt hat.

Für die Jugend.

O, du wunderheilige Nacht!

O, du wunderheilige Nacht,
Flocken rieseln nieder sacht,
Fern im Tal und von der Höh'
Klingt es leis, durch Eis und Schnee:
„Stille Nacht, heilige Nacht“.

O, du wunderheilige Nacht,
Wenn ihr Kinderlein erwacht.
Steht vor euch, es ist kein Traum,
Der geschmückte Weihnachtsbaum!
Leise, leise
Tönet die Weise:
„Stille Nacht, heilige Nacht“.

O, du wunderheilige Nacht,
Christkind hat an euch gedacht,
Liebe Kinder: arm ob reich
Heute seid ihr alle gleich!
Im trauten Kreise
Tönet die Weise:
„Stille Nacht, heilige Nacht“.

O, du wunderheilige Nacht,
Hast der Menschheit Heil gebracht:
Den Erlöser Jesu Christ,
Der uns heut geboren ist!
Leise, leise
Tönet die Weise:
„Stille Nacht, heilige Nacht“.

Angelica Enenkl-Meidling.

Aus dem Leben einer Tanne.

Von Elsbeth Düker.

Sie war noch so jung und klein gewesen, die niedliche Tanne, als sie an einem kalten Wintermorgen aus dem Berawalde geholt wurde, um mit ihren vielen Schwestern, die das gleiche Schicksal hatten, drunten in der großen Stadt verkauft zu werden. Sie alle sollten die Ehre haben, das Weihnachtsfest zu verherrlichen. Nachdem der zarte Stamm mit der blanken Säge durchgeschnitten war, trug der Forstgehülfe das Bäumchen von der heimatlichen Stelle fort zum Wagen. Hoch oben auf dem Fuder lag es nun und sandte noch einen letzten Gruß nach seiner lieben Waldheimat, wohin es nicht mehr zurückkehren sollte. Was mochte ihm draußen in der fremden Welt alles begegnen!

Kaum war der tannenbeladene Wagen in der Stadt angekommen und sein Inhalt an der Verkaufsstelle aufgestellt worden, da kam schon eine Käuferin, der gerade unser niedliches Tannenbäumchen gefiel; so war es das erste der grünen, ernsten Waldkinder, das Abschied von den übrigen nehmen mußte.

Nur wenige Tage trennten die Menschen noch von dem lieben Weihnachtsfeste, das jedes Jahr mit gleicher Freude begrüßt und mit so viel Liebe gefeiert wird. Das Bäumchen kannte die Menschen noch so wenig, doch fühlte es sich bald zufrieden, als die gute Frau es in ein großes kühles Zimmer trug und in einen Topf mit Wasser stellte. Wie lieb und glücklich die Frau aussah, als sie nun in Christkindleins Namen das Bäumchen anzuputzen begann! Sie war gewiß die Mutter der Kinder, deren Stimmchen aus dem Nebenzimmer herübertönten, wenn sie nicht müde wurden, Weihnachtslieder zu singen und vom lieben Christkinde sich zu erzählen.

Ganz still und willig ließ das Bäumchen es zu, daß ihm Zuckerwerk und Flittergold, Glaskugeln und Ketten an die Zweige gehängt wurden, die im Walde nur ein Vöglein beschwert, oder wenig loser Schnee geziert hatte. Rotwangige Aepfel und vergoldete Nüsse trugen jetzt seine starken grünen Zweige, die sich selbst von den Lichthaltern gern zwicken ließen. Hoffnungsfroh und bescheiden ließ unser Tannenbäumchen alles mit sich geschehen; was wohl noch kommen würde? —

Und der Heilige Abend kam. Wie sich die Kinder freuten beim Anblick des strahlenden Baumes, von welchem mit dem würzigen Tannendufte auch die helle Festfreude auszugehen schien. Seine Zweige schirmten eine niedliche Krippe mit dem „Stall von Bethlehem“. Die Kerzen flammten so froh und helle, als wären es die lichten Aeugelein von kleinen Engeln gewesen, die um den Tannenbaum schwebten. „Jetzt ist's mir nicht leid, daß ich meinen lieben Wald verlassen mußte, da ich solche Herrlichkeit gesehen habe,“ dachte das Tannenbäumchen, als endlich die Kerzen ausgelöscht und alle Kinder zur Ruhe gegangen waren. Die ganze Nacht träumte es von dem schönen Feste und knisterte geheimnisvoll mit den Zweigen.

Noch einmal strahlte das Bäumchen in seiner ganzen Pracht, als am letzten Tage des Jahres seine Lichter abbrennen sollten. Danach wurde es aller Süßigkeiten beraubt, die etwa noch daran hängen geblieben waren, denn die kleinen Naschkätzchen hatten sich öfters ein „Stück vom Tannenbaum“ erbettelt, das sie dann halb andächtig und halb entzückt verspeisten.

Nach dem Plündern stand unsere Tanne kahl und traurig in einer Ecke des Zimmers. Selbst das hübsche Engelchen, das sein Haupt geziert hatte, war fort; was sollte nun aus der armen kleinen Tanne werden? Zum erstenmal fühlte sie tiefes Heimweh nach ihrem trauten Plätzchen im Walde bei den anderen Tannen; oder erging es den Schwestern jetzt geradeso wie ihr?

Schon wollte Mina, das Küchenmädchen, die Tanne bei den Zweigen fassen und in die Waschküche tragen, wo bald ein großes Feuer unter dem Kessel angezündet werden sollte, als die gute Mutter sagte, sie wolle das Bäumchen schon fortbringen.

„Was hast du mit dem Weihnachtsbaume vor, liebe Mutter?“ fragte eins der Kinder und erhielt die Antwort:

„Ich denke, wir können armen Bettlern noch eine Freude damit machen.“

Verwundert blickten alle Kleinen die Mutter an, welche lächelnd das Tannenbäumchen wieder in den eisernen Ständer drückte. Dann ging sie in die Küche, holte einige Brotrinden, Wursthaut und Speckschwarten, welche sie an die Zweige band. Die Kinder schauten neugierig der Mutter zu, und das älteste hatte es bald erraten, daß die Mutter für die Vögelchen draußen im Schnee eine Weihnachtsfeier bereitete; das gab einen Hauptspaß!

Auf dem Balkon vor der Wohnstube fand unser seltsam hergerichtetes Tannenbäumchen seinen Platz und wurde gar bald von hungrigen Vögeln aufgesucht. Die dreisten Bettler, die Sperlinge, kamen neugierig zuerst heran und zupften neckend an dem spärlichen „Engelhaar“, das noch vom Weihnachtsschmucke hängen geblieben war. Die täglichen Gäste des Baumes bildeten zwei flinke Meisen und ein Fink; sie konnten sich von den Leckerbissen gar nicht trennen, denn sie hatten schon lange Not gelitten. Die Kohlmeisen mit ihren grünen Röckchen und dem schwarzen Samtkäppchen, den weißen Backen und den bunten Flügeln meldeten jedesmal ihren Besuch mit lautem Zwitschern an; sie riefen die kleine Blaumeise, ihre Kusine, auch herbei, daß sie am festlichen Mahle teilnehme. Dann erschienen vier rotwangige Kinderköpfchen am Balkonfenster und sahen dem Treiben der flinken Tierchen zu, die zuletzt ganz zutraulich geworden waren und mit den klugen Aeugelein freundlich nach dem Fenster blickten, während sie von dem Speck kleine Häppchen abpickten. Leise nickte unser Bäumchen einen stummen Gruß nach den Kindern. Es war doch recht kalt hier draußen im Schnee! Weil's so krank und elend sich fühlte und keine Nadeln mehr behielt, ahnte das Tannenbäumchen, daß es nun bald sterben werde.

Nach und nach schmolz der tiefe Schnee, der in Wald und Feld den armen Vögeln die Nahrung so lange verdeckt hatte, und das Meisenpärchen kam nun immer seltener zum kranken Baume.

Das erste Frühlingskonzert war schon im Walde gehalten worden, Buschwindröschen nickte zart und rosig unter der Hecke hervor, wo gerade Leberblümchen sein blaues Auge auftat. Da fiel eines Nachts, vom Frühlingswinde gerüttelt, das krank. Tannenbäumchen auf die Seite — es war tot.

Des anderen Tages schon wanderte es in den dunkeln Keller; dort liegt es, bis Mina es aufbrennen wird.

Wenn man auch noch jung und klein ist, kann man sich doch schon nach Kräften nützlich machen und andere erfreuen; so hatte es die kleine Tanne getan.

Zur Unterhaltung.

Das Rummeln.

Jetzt weiß ich aber etwas, was ihr nicht wißt! Sicher weiß niemand von euch, was „Rummeln“ ist, und niemand von euch weiß einen „Rummeltopf“ anzufertigen, nicht wahr? Um die Zeit, als Vater und Mutter so klein waren, wie ihr jetzt seid, war aber das Rummeln, besonders im Norden Deutschlands, in Holstein und so herum, allbekannt und wurde um die Weihnachtszeit ausgeübt. Wochenlang vorher freuten sich die Kinder darauf, denn manch leckeres Stück Kuchen, manche Handvoll Backpflaumen fiel für den ab, der mit dem Rummeltopf von Haus zu Haus wandern ging. Zuerst hieß es natürlich, einen recht schönen Rummeltopf anzufertigen. Das war eine ganz besondere Kunst. Es gehörte dazu eine irdene Kruke, so eine, in die Mutter eingemachte Zwetschen und Kürbis tat; über die Oeffnung wurde eine Schweinsblase gespannt, in deren Mitte man ein kleines Loch schnitt, gerade groß genug, um ein glattes Stück Holz, etwa das Ende eines alten Besens, durchzustecken. Das Rohr wurde dann dick mit Harz bestrichen und beschmiert, und plötzlich war der Topf musikalisch geworden. Strich man nun mit den Fingern oder der ganzen Hand an dem harzbeschmierten Rohr auf und nieder, so ließen sich Töne hören, feine und grobe, laute und leise, je nach der Geschicklichkeit des Rummlers. Die Kinder fanden die Musik wunderschön, die Erwachsenen allerdings meist weniger. Bei großen Rummeltöpfen war der Ton dumpf, wie ein Baß, bei kleineren hell, wie die Stimmen der kleinen Mädchen in der Singstunde.

Nun, und dann ging man auf die Wanderschaft. Einerlei, ob bitter kalt war oder der Schnee vom Himmel stob und man bis über die Stiefelränder darin waten mußte, machte sich eine Schar Kinder um die Weihnachtszeit auf, jeder seinen Rummeltopf im Arm; vor den Haustüren blieben sie stehen und fingen an zu rummeln, um ihren musikalischen Töpfen Töne zu entlocken. Dazu wurden dann einige Lieder gesungen, die alle ungefähr so anfingen: „Fieken, mak de Dör up und lat den Rummelpott in!“ Und dann kam in den Versen etwas vor von Mettwürsten und Kuchen und Nüssen und allerlei Schönem, was man sich wünschte als Lohn dafür, daß man so schöne Rummelmusik vollführte. Und dann tat sich ein Fenster auf, und Backpflaumen und Aepfel, Nüsse oder eine Wurstzipfel wurden hinausgereicht, oder wenn's gar zu bitter kalt war, nötigte man die Rummelmusikanten auch wohl auf ein Viertelstündchen in die warme Stube hintern Ofen. Ich glaube, jetzt gibt's gar keine Rummeltöpfe mehr, und niemand rummelt mehr um die Weihnachtszeit. Fragt doch mal Vater und Mutter, ob einer von ihnen gerummelt hat, als er klein war?

Der Tannenbaum.

Was für einen Tannenbaum habt ihr denn? Vielleicht gar eine Edeltanne mit den wundervollen feinen, hellgrünen, gefiederten Nadeln, die aussieht wie eine Prinzessin unter all ihren Nachbaren? Oder eine Rottanne, die man gewöhnlich Fichte nennt, bei der an den grünen Zweigen die Nadeln untereinander gerade gegenüberstehen, und die man jetzt wohl am meisten als Christbaum sieht? Oder vielleicht putzt ihr auch eine Kiefer als Christbaum auf, die so dichte feste Zweige hat, aus deren Nadelbüschen dann die Weihnachtslichter hervorragen wie die Mäuschen aus der Heide. Früher — etwa ein Jahrhundert ist's wohl her —, da begnügte man sich auch mit anderen wintergrünen Blumen, z. B. dem Taxus, den ihr gewiß auch kennt; und in heißen Ländern, wo man Weihnachten in strahlender Sonnenglut feiert, ist man oft froh, wenn man irgend einen andern grünen Baum, vielleicht einen schlanken schönen Palmenwedel oder eine junge Pinie als Weihnachtsbaum schmücken kann.

Aber in der Heimat gefällt uns doch nur eigentlich der richtige Tannenbaum, sonst könntet ihr ja auch nicht singen: O Tannenbaum, o Tannenbaum!